Garten, Oma, Freunde:

Wie könnte ich ihnen all das nehmen?

SORGERECHT

Ilona Teichmann*, 39, nennt sich eine „Übermutter“. Trotzdem – oder gerade deswegen? – hat sie ihre drei Kinder nach der Trennung bei ihrem Mann gelassen

PROTOKOLL: ELISABETH HUSSENDÖRFER

Kommst du auch zum Sommerfest?“ „Geht nicht, hab ab Freitag die Kinder bei mir.“ Als ich der Kollegin die Hintergründe erklärte, wirkte sie wie versteinert. Ich kenne diesen Blick. Rabenmutter, sagt er. Dabei passiert es andersherum millionenfach. Männer verlassen ihre Familien, sehen ihre Kinder, wenn überhaupt, nur am Wochenende. Tragisch – so reagiert das Umfeld hier. Rabenväter existieren nicht. Nicht in unserem Wortschatz und auch sonst nicht.

Manchmal leg ich in Situationen wie der mit der Kollegin ein Foto auf den Tisch. Es ist der sechste Geburtstag meiner Jüngsten. Wir sind bei uns im Garten. Eine Schar Kinder hat sich an den Händen gefasst und tanzt im Kreis. Ich: mittendrin. Aber es sind auch die Details am Rande, die so viel sagen. Drei, vier selbst gebackene Kuchen stehen auf dem Gartentisch. Bunte Lampions hängen im Baum. Du warst, du bist eine Übermutter, sagen Freundinnen. Ich will das Beste für meine Kinder, sage ich. Auch jetzt, wo ich in dieser Wohnung lebe, in der es oft so gespenstisch leise ist, weil das Kinderlachen fehlt und das Chaos, das 14 Jahre mein Leben bestimmt hat.

Abends ist die Sehnsucht am schlimmsten. Aber wäre es nicht selbstsüchtig, dann eine SMS zu schreiben? Mia, die vielleicht einen tollen Tag hinter sich hat, so kurz vor dem Einschlafen an den Schmerz zu erinnern? Sie soll lieber das Spielen mit der Freundin nachwirken lassen, denke ich dann. Und ich denke, dass Tim seine über alles geliebten Hasen bei sich hat und dass das hier nicht ginge, weil ich keinen Garten hab, noch nicht mal einen Balkon. Und dann lass ich das Handy liegen.

Und das ist die Wahrheit über Mütter, die ihre Familien verlassen, zumindest über viele von uns: Das Denken geht zuallererst von den Kindern aus. Es ist das Beste für sie – in diesem Bewusstsein lässt sich auch das Getrenntsein ertragen, mal besser, mal schlechter. Seit nunmehr anderthalb Jahren schon.

Sie war von Anfang an zum Scheitern verurteilt, die Beziehung mit Dirk, man könnte das so sehen. Mit Mitte 20 haben wir uns kennengelernt. Ein tolles Paar, fanden viele. Sie sahen wohl nur die Fassade: dass wir neben unseren Ausbildungen noch kellnerten, die halbe Stadt kannten, das Leben trotz der vielen Arbeit und des wenigen Schlafs so leicht nahmen. Bis ich ungeplant schwanger wurde. Das Herz des Hippiemädchens, das ich damals war, hüpfte vor Freude über diesen Anflug von Beständigkeit, der da in unser Leben zu kommen schien. Dirk dagegen, Typ Lonesome Cowboy, reagierte irritiert. Als Tim nach 20 Stunden Wehen da war, ließ er mich allein in der Klinik und ging feiern. Nie werde ich vergessen, wie sich das wenig später anfühlte: mit einem Kind am Busen bei Partys zu hocken, während der eigene Mann heftig mit anderen Frauen flirtete. Was zum Teil auch weiterging, wie ich weiß.

„Abends ist die Sehnsucht am schlimmsten. Eine SMS schreibe ich trotzdem nicht“

Dennoch: Drei, vier Jahre, würde ich rückblickend sagen, war unser Familienmiteinander halbwegs heil. Nicht nur räumlich – wir waren von der Dachgeschosswohnung in seinem Elternhaus ins Erdgeschoss mit Gartenzugang gezogen – schien Dirk angekommen. Auch bei sich und seiner Rolle als Vater. Ich sehe ihn noch Kräuterbeete für die Kinder anlegen. Sehe ihn noch aus diesem Zimmer kommen, in dem Mia, unsere Zweitgeborene, eben noch wie am Spieß geschrien hatte – jetzt schlummerte das Baby friedlich. Er habe unser Kind einem Engel übergeben, meinte er. Die spirituelle Ebene schien ihm, dem Cowboy, dabei zu helfen, in die Verantwortung zu kommen.

Mir dagegen half eher Bodenständiges. Kinder brauchen Wurzeln, das ist einer meiner Leitsprüche. Wohl auch, weil ich selbst als Tochter eines international erfolgreichen Managers als Kind ständig habe umziehen müssen. Bis heute stehe ich dazu, dass ich auf einen Beruf verzichtet und sämtliche Energien in die Kinder und Dinge wie Ostereierfärben, Marmeladekochen oder später auch den Elternbeirat gesteckt habe.

Drei, vier gute Jahre von insgesamt 14 – nicht gerade viel, könnte man sagen. Aber man kann es auch anders sehen, nämlich dass in dieser Zeit ein Grundstock gelegt wurde. Und vielleicht erklärt das auch, weshalb unsere Kinder nicht sichtbar unter dem Beziehungsaus leiden: Sie haben ihren Platz. Haben einen Papa, der an ihrer Seite steht, eine Oma, Dirks Mutter, die im selben Haus lebt und den Alltag von Kochen bis Hausaufgaben organisiert, und sie haben eine Mutter, die beschlossen hat, erst mal nicht mit anwaltlicher Hilfe zu kämpfen. Ganz bewusst. Schulversagen, schlechter Schlaf oder andere psychosomatische Beschwerden … was vielen Trennungskindern zu schaffen macht, ist bei Mia, Zoe und Tim kein Thema.

Zoe, unsere Nummer drei, war noch nicht auf der Welt, da ist es passiert. Er habe sich verliebt, meinte Dirk, wolle ehrlich mit sich sein und mit uns, brauche Zeit. Ich war am Boden. Bis er nach einigen Monaten vor mir stand und meinte, er sehe jetzt klarer. Er habe sich vorgestellt, wie das wäre, wenn wir tatsächlich getrennt wären: „Undenkbar.“ Heute weiß ich: Er hat damit Zoe, Tim und Mia gemeint, nicht mich. Heute weiß ich auch: Im Grunde war es schon damals vorbei. Die letzten acht Jahre waren nichts als ein Durchhalten, der Kinder wegen. Kommunikation? Fand mit Dirk mit Ausnahme von schnellem Sex und permanenten heftigen Streitigkeiten über Belanglosigkeiten praktisch nicht mehr statt.

Dass ich trotzdem keine Sekunde an Trennung dachte, liegt wohl daran, wie er weiterhin mit den Kindern umging. Holz hacken. Hütten bauen. Kein Sonntags-Papa war er. Und ich bin der Typ Mutter, der hineinkriechen möchte in die, die ihr das Liebste sind. Die versucht, mit ihren Augen zu sehen, mit ihren Händen zu fühlen, mit ihren Mündern zu schmecken, schön sollen sie es haben. Und so geht’s mir bis heute, etwa wenn ich an warmen Frühlingstagen über den Teppich meiner ▸

* Name geändert

Wohnung laufe und mir Tims nackte Füße vorstelle, wie sie im Garten von jungem Gras gekitzelt werden. Oder wenn ich gegen massenhaft Beton glotze und mir das Grün vor den Fenstern der Kinder einfällt. Und mit diesen Gedanken schlafe ich ein. Dass es ihnen gut geht. Und damit, wie gesagt, lässt es sich besser ertragen. Dass es mir schlecht geht.

Der Anfang vom Ende der Beziehung von Dirk und mir ist schnell erzählt. Nebenan zog ein neues Geschäft ein. Gert, einer der Mitarbeiter dort, ist mir gleich aufgefallen. Nicht als Mann, eher als Mensch. Er hatte so was Warmes, Aufmerksames – und ich war in dieser Hinsicht ausgezehrt. Sechs Monate gab es nichts als Blicke, nette Gesten, dann ist es passiert. An einem Abend, an dem ich vorgegeben hatte, mit einer Freundin im Kino zu sein. Dirks Frage „Wo warst du?“ ließ die Bombe platzen, ich kann nämlich nicht lügen. Verletzter Stolz, es scheint nichts Schlimmeres für einen Mann wie ihn zu geben. Zum Glück waren die Kinder im Ferienlager, es wäre traumatisch gewesen für sie.

Wie er Türen aushängte, wenn ich mich für einen Moment zurückziehen wollte, weil kein Mensch das aushält: 24 Stunden verhört, beschuldigt, angeschrien zu werden. Grotesk, meine Worte, als ich völlig erschöpft eine Tasche mit Sachen packte, um für ein paar Tage bei einer Freundin unterzukommen: „Du brauchst keine Angst zu haben, ich werde dir die Kinder nicht wegnehmen.“ Grotesk, weil ich damit ein Szenario als undenkbar hingestellt habe, das andersherum wie selbstverständlich eingetreten ist.

Wie im falschen Film fühlt man sich, wenn man die Schwiegermutter an der Sprechanlage hat: „Er ist mein Sohn, ich halte zu ihm.“ Wenn man nicht aufs Klo gelassen wird, denn: „Du wohnst hier nicht mehr“, und dann ausnahmsweise doch reindarf. Natürlich habe ich es trotzdem immer wieder versucht. Zu bleiben. Habe an die Kinder gedacht, die mich beim Frühstück schließlich um sich haben sollten, habe die Zähne zusammengebissen, wenn's wieder losging mit dem Verhör. Dann trotzdem zu gehen, oft mitten in der Nacht, ist wie aufgeben. Drei Monate traf ich Tim und Mia und Zoe auf Spielplätzen, im Schwimmbad. Habe mal hier, mal da gewohnt – allerdings nie bei Gert. Und das ist bis heute so, obwohl wir mit der Zeit tatsächlich ein Paar geworden sind. Ich will kein falsches Signal setzen. Nicht er war der Grund, weshalb ich schließlich anfing, eine Wohnung zu suchen. Erst in der Nähe, dann weiter weg, die Gegend, in der das Elternhaus meines Mannes steht, ist unbezahlbar. Mit diversen Jobs halte ich mich über Wasser. Kratze das Geld für die Unterhaltsforderungen für die Kinder zusammen, die mit schöner Regelmäßigkeit hier reinflattern. Wie es anscheinend üblich ist bei dem, der nicht für den täglichen Bedarf der Kinder aufkommt. In diesem Fall bei der, die der Kinder wegen nie gearbeitet hat und die sich entsprechend schwertut auf dem Arbeitsmarkt …

„Eines Tages werden wir uns wieder ganz nah sein – meine drei und ich!“

Das neue Leben, zwei Zimmer, Thekenjobs, Putzstelle, kam wie ein Reflex, kam, weil es keine Alternative gab. Wieder funktioniert man. Tapeziert die eine Hälfte des zweiten Zimmers mit Blümchentapete, lässt die andere weiß. Sieht zu, dass der Blümchen-Anteil etwas größer gehalten ist, hier müssen zwei Betten hin. Freunde brachten ausrangierte Möbel, der Sperrmüll brachte den Rest. Und dann standen sie in diesem Flur, meine drei. „Das ist aber eng hier“, meinte Tim. „Das ist ja nicht für jeden Tag“, meinte ich. Und dachte: eher so für jeden zweiten. Aber Dirk hatte da andere Vorstellungen. Sprach von einem Wochenende alle 14 Tage, eine juristisch gängige Regelung sei das. Ich war wie gelähmt. Dachte andererseits, die Kinder hätten ja schließlich auch noch ein Wörtchen mitzureden. Aber dann, ein paar Wochen später, sagte Mia: „Der Papa hat gemeint, wenn du zur Mama ziehst, dann bist du dumm.“ Das war der Moment, in dem ich spürte, wie aussichtslos es wäre zu kämpfen. Liebe allein macht kein Zuhause für ein Kind. Meine drei hängen an mir, keine Frage. Aber im Wettkampf Flachglotze gegen Röhrenfernsehen oder auch Freundeskreis um die Ecke gegen erst mal eine halbe Stunde Bus fahren müssen – da zieh ich klar den Kürzeren. Würde ich's drauf anlegen, so fürchte ich, könnte ich sogar alles verlieren.

Dass Tim, ausgerechnet er, der so zart und so anlehnungsbedürftig ist, schon das zweite Wochenende bei Dirk geblieben ist, war bitter, aber wie sollte ich es ihm verübeln? 14 ist er, in der Pubertät und damit auf der Suche nach sich selbst. Kinder brauchen Wurzeln, gerade jetzt. Nicht fordernd, eher vorsichtig trete ich auf, wenn ich für Geburtstagsfeiern oder zu Weihnachten in mein ehemaliges Zuhause gehe. Nur das Nötigste habe ich von dort mitgenommen. Die Kinder haben schon genug zu entbehren. Brauchen so viel Gewohntes, Vertrautes wie nur möglich um sich. Brauchen vor allem eines: Freiwilligkeit. Was für ein Glück, dass die Mädchen von sich aus kommen. Wie ein aufgekratzter Teenager fiebere ich unseren 14-tägigen Wiedersehen entgegen. Und versuche gleichzeitig, die Erwartungen niedrig zu halten. Oft sitzen wir dann auf der Couch, eine links, eine rechts in meinem Arm, und schauen angesagte Sendungen.

„Bitte nicht, wir sehen uns doch so selten“? Kontraproduktiv wäre es, das zu sagen. Auch wenn ich hinterher kein bisschen mitreden kann über das, was da im Film passiert ist, weil ich nur damit beschäftigt war, ihren Geruch aufzusaugen, mir ihr Lachen einzuprägen. Für die Zeit ohne sie.

Es ist mehr als eine Ahnung, eher ein tiefes Wissen: Eines Tages werden wir uns wieder ganz nah sein, meine drei und ich. Und vielleicht wird es sogar so etwas wie Dankbarkeit geben. Dafür, dass sie selbst haben entscheiden dürfen. Wohin sie gehen. Und was sie denken über eine, die im Zweifel sogar ihr Leben gelassen hätte für sie. ■